

soziologie heute

das soziologische Fachmagazin

Quellenforschung

Max Webers wissenschaftliche Sünde

Kontrast oder Ergänzung?

„homo politicus“ - der Gegenspieler des „homo sociologicus“

Kontrollgesellschaft

Algorithmen - die neuen „racial profiler“

Philosophie-Skandal

Soziologie der Erkenntnis

Orientierung

Angst vor der Objektivität?

Sociology between the Gaps

Soziologie der Adoption



Schwarz, weiß
oder was?



Foto: Dick DeMassico, wikimedia commons

Soziologie der
Erkenntnis



Foto: wikimedia commons

Angst vor
Objektivität?



Foto: Ulfig (privat)

Soziologie der
Adoption



Foto: Souza, pixello.de

14

6

Max Webers wissenschaftliche Sünde



Foto: Hanyu (privat)

Tatsuro Hanyu über Max Webers
„Unehrllichkeit“ der Quellenbehandlung in der
Protestantischen Ethik

- 03 Editorial
- 06 Tatsuro Hanyu
Max Webers wissenschaftliche Sünde
- 10 Dieter Senghaas
„homo politicus“ - Kontrast oder Ergänzung?
- 14 Hermann Strasser
Algorithmen, die neuen „racial profiler“
- 19 Patrick Honecker
Moral ist ansteckend
- 20 Wolfgang Caspart
Soziologie der Erkenntnis
- 23 Yasser Mehanna
Politischer und sozialer Wechsel in der arabischen Welt
- 24 Ernst Gehrlicher
Soziales Kapital
- 25 Bernhard Martin
Public Observer
- 26 Alexander Ulfig
Angst vor Objektivität?

20

26

34

„homo politicus“ - Gegenspieler zum „homo sociologicus“

10

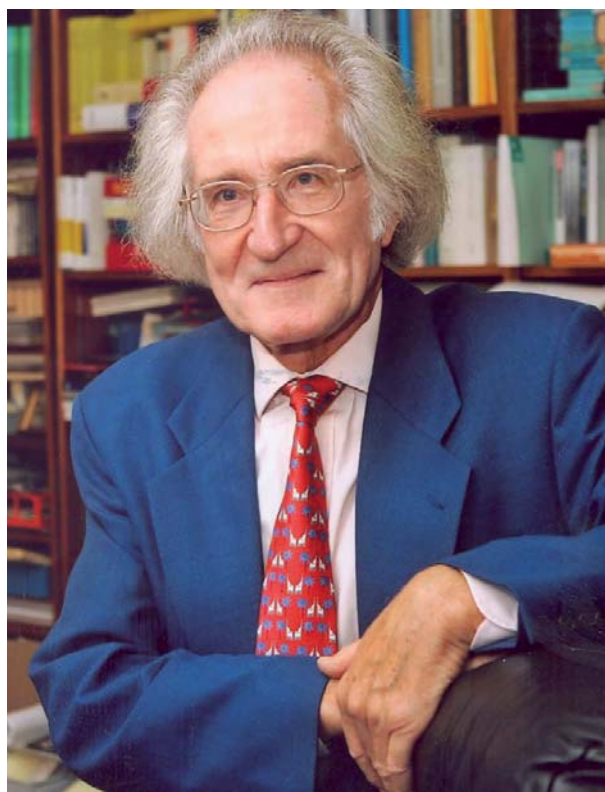


Foto: Senghaas (privat)

Dieter Senghaas über Dahrendorfs „homo sociologicus“ und warum es heute notwendig erscheint, den „homo politicus“ zu hegen und zu pflegen

- 29 *Katrin Koster*
Generation 9/11
- 30 *Ernst Gelmacher*
Politik für morgen
- 32 *Nina Meckel*
Fahrtauglichkeit im Alter
- 33 *Volker Hielscher*
Technikeinsatz in der Altenpflege
- 34 *Josephine A. Ruggiero*
Soziologie der Adoption
- 37 *Michael Isfort*
Pflegethermometer 2014
- 38 *Bernhard Martin*
Tiergestützte Therapie
- 39 *Richard Albrecht*
Marx an die Uni - Deppe auf H4
- 41 *Stephan Laudien*
Aufstieg der Gotteskrieger?
- 42 *Buchbesprechungen*
- 46 *Susanne Bossemeyer*
Verständnis für andere erhöht Versöhnungsbereitschaft

IMPRESSUM

Medieninhaber und Herausgeber:
i-trans Gesellschaft für Wissenstransfer
A-4040 Linz, Aubrunnerweg 1
Tel.: 0043 (0)732 254024
Mail: office@soziologie-heute.at
http://www.soziologie-heute.at,
Vorstand: siehe Redaktion, ZVR: 286123776.

Redaktion:
Dr. Claudia Pass
Dr. Bernhard Hofer
Dr. Alfred Rammer
Mail: redaktion@soziologie-heute.at.

Beiträge von:
Tatsuro Hanyu, Dieter Senghaas, Hermann Stras-
ser, Wolfgang Caspart, Alexander Ulfig, Ernst
Gelmacher, Bernhard Martin, Richard Albrecht,
Hans-Werner Franz, Klaus Zapotoczky, Yasser
Mehanna, Patrick Honecker, Katrin Koster, Nina
Meckel, Volker Hielscher, Josephine A. Ruggiero,
Michael Isfort, Stephan Laudien, Susanne Bosse-
meyer.

Für namentlich gezeichnete Artikel sind die jewei-
ligen AutorInnen verantwortlich.

Layout:
i-trans Gesellschaft für Wissenstransfer

Foto (Titelseite):
Tatsuro Hanyu (privat)

Hersteller:
Easy Media GmbH
A-4020 Linz, Industriezeile 47.

Abo-service:
soziologie heute - Abo-service
A-4040 Linz, Aubrunnerweg 1
Tel.: 0043 (0)732 254024
Mail: office@soziologie-heute.at.

Erscheinungsweise:
6x jährlich

vorzugsweises Verbreitungsgebiet:
Deutschland, Österreich, Schweiz.

Blattlinie:
soziologie heute versteht sich als soziologisches
Fachmagazin mit dem Ziel, gesellschaftliche Ent-
wicklungen und Herausforderungen darzustellen
und zu analysieren.
soziologie heute ist parteiunabhängig und tritt für
demokratische Grundrechte und Werte ein.
soziologie heute bekennt sich zu den Grundsätzen
der sozialen Gerechtigkeit bei Aufrechterhaltung
der Eigenverantwortlichkeit des Staatsbürgers, zu
den Grundsätzen der sozialen Marktwirtschaft,
zur freien unternehmerischen Initiative und zum
Leistungswettbewerb.
soziologie heute tritt für die Wahrung der Men-
schenrechte und für die Grundfreiheiten ein - wo
immer diese auch bedroht sein mögen.



Schwarz, weiß oder was?

Algorithmen – die neuen „racial profiler“?

von Hermann Strasser

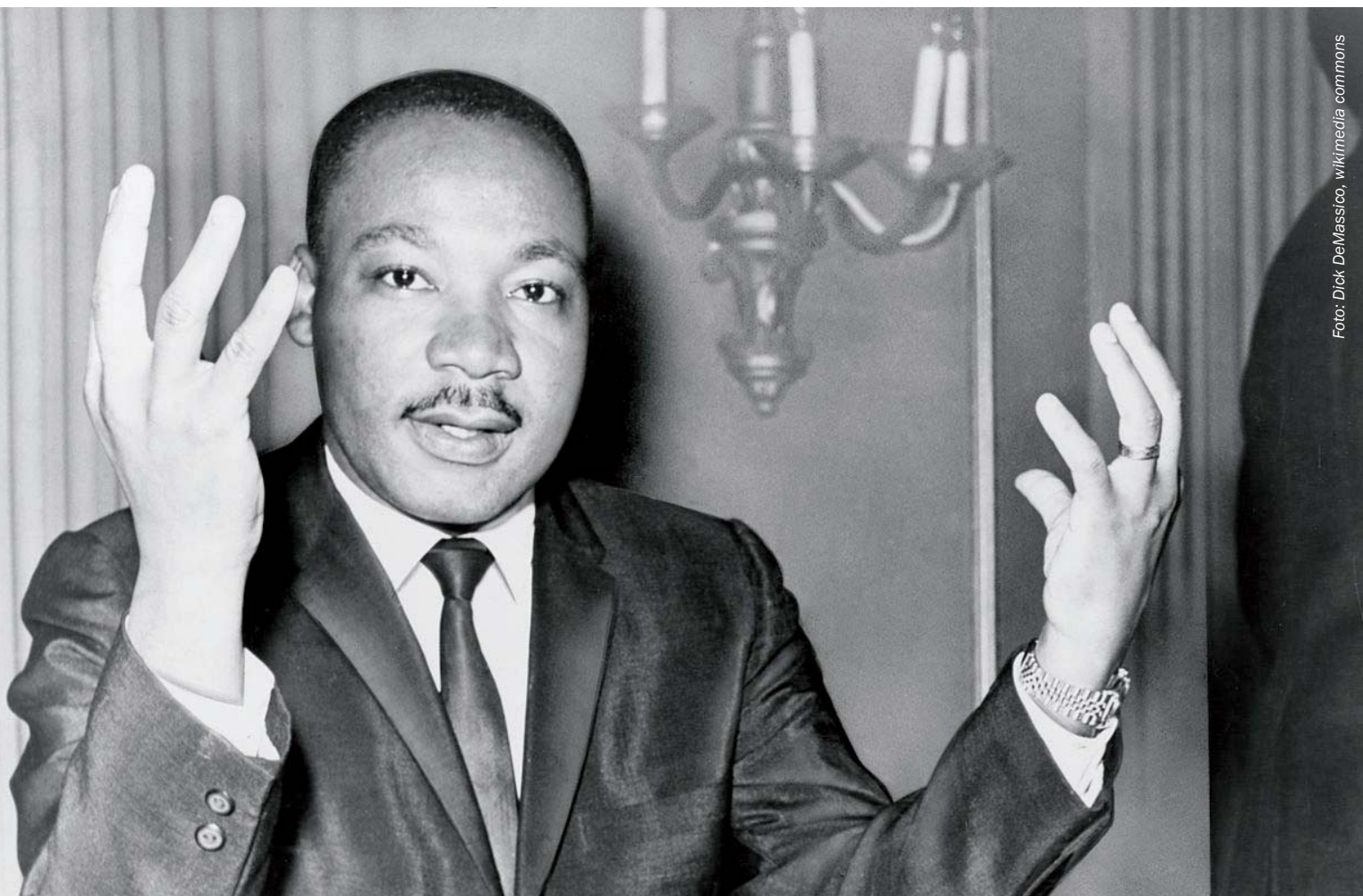


Foto: Dick DeMassico, wikimedia commons

Im digitalen Zeitalter wird versucht, das bereits verbreitete „predictive policing“ über algorithmische Grundlagen zu verbessern und der „vorhersagenden Polizeiarbeit“ zum Durchbruch zu verhelfen. Dass Algorithmen Muster zu Ort, Art und Zeit krimineller Handlungen finden, liegt auf der Hand, doch wird ihre Aussagekraft überschätzt und verstärkt dies vielleicht auch die Vorurteile von Polizisten? Hermann Strasser versucht, dieser Sache auf den Grund zu gehen.

Unlängst fragte mich ein Freund, der die Autobiografie von Präsident Barack Obama gelesen hatte, ob er nicht in der Rassismusfrage übertreibe. Obama beklagte sich nämlich, dass sich seine Eltern mit der Heirat im Jahre 1960 in Lebensgefahr gebracht hätten. Das war zu einem Zeitpunkt, als das Verbot der Rassenmischung in noch mehr als der Hälfte der amerikanischen Bundesstaaten ein Straftatbestand war. Sein Vater hätte, wie er schrieb, in weiten Teilen des Südens aus diesem Grunde an den nächsten Baum gehängt werden können. Erst 1967 erklärte der Oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten, dass das im Bundesstaat Virginia noch immer geltende Verbot der Rassenmischung der amerikanischen Verfassung widerspreche. Auch wenn eine gesetzliche Regelung der Verfassung widerspricht, heißt das noch lange nicht, vor allem nicht in den immer pragmatischen, manchmal missionarischen USA, dass die Menschen sich auch dementsprechend verhalten und eine entsprechende Einstellung an den Tag legen.

Davon legt auch die in den USA lange Zeit verbreitete Lynch- und Selbstjustiz ein beredtes Zeugnis ab. Diese „extralegale Bestrafung angeblicher Verbrecher“ im Namen der „gemeinschaftlichen Verteidigung von Recht und Ordnung“ hat seit der Kolonialzeit vor allem Afroafrikaner betroffen und das nicht nur durch die Lynchpraxis des Ku-Klux-Klans im Süden der Vereinigten Staaten, wie unlängst Manfred Berg in einer Studie der Lynchjustiz in den USA nachweisen konnte. Dass in den USA das staatliche Gewaltmonopol schon immer geringer geachtet wurde als in Europa, hat nicht nur mit dem Wilden Westen, sondern auch mit der Sklavenwirtschaft, der Angst der Pflanzaristokraten vor der drohenden „Negerherrschaft“ im Süden und dem organisierten Verbrechen von Mafia & Co zu tun. Der Ersatz der Lynchjustiz durch die Todesstrafe nach dem Zweiten Weltkrieg hat

der rassistischen Ausrichtung des Volkszorns allerdings noch lange kein Ende bereitet.

DER „RACIAL PROFILER“: DEIN FREUND UND HELFER?

Diese Einstellung, die sich nicht zuletzt im Umgang mit den Schwarzen widerspiegelt, ist mir während meines Aufenthalts als Fulbright-Stipendiat Ende der sechziger Jahre in den USA eines Tages drastisch vor Augen geführt worden. Ich arbeitete gerade an einem Forschungsprojekt der Fordham University zu Fragen der Kriminalität in verschiedenen New Yorker Stadtteilen und meine Aufgabe war es u. a., Karteikarten von verhafteten Personen in Polizeistationen auszuwerten. Als ich die Karteikarten in einer der Polizeistationen im Stadtteil Bronx überprüfte, musste ich unseren Ansprechpartner in der Station, einen Polizisten weißer Hautfarbe, um Auskunft bitten. Ich fragte ihn, wie man die Notiz auf der Karteikarte zu verstehen habe, auf der es hieß, dass der Mann, so und so alt, um Mitternacht verhaftet worden sei. Daraufhin sagte er, ein wenig genervt: „Ist doch klar, dass der verhaftet werden musste: Es war Mitternacht, er trug eine Sonnenbrille, er rannte auf dem Gehsteig – und er war schwarz!“ Was die Hautfarbe angeht, drückte er sich politisch korrekt aus, nämlich damals war man „negro“, ein Neger, jedenfalls noch nicht „coloured“ oder „black“. Er sah meinen ungläubigen Blick und fügte hinzu: „Da gab es gar kein Vertun. Da war etwas nicht in Ordnung.“ Kriminelle nach Maß?

Übrigens gehörten ähnlich hanebüchene Beweise auch zum Stil von J. Edgar Hoover, dem Gründer und Chef des FBI bis 1972, das von Präsident Lyndon B. Johnson als die „beste Strafverfolgungsbehörde der Welt“ bezeichnet wurde. Auch in Hoovers Aktenwelt stand ein Karteikartensystem im Zentrum, das in den sechziger Jahren vor allem von Vietnamgegnern und Mitgliedern der Bürgerrechtsbewegung gespeist

wurde. Recht und Gesellschaft standen sich gegenüber, eingebettet in die andauernde Angst des amerikanischen Normalbürgers, nicht nur weißer Hautfarbe, vor jungen schwarzen Männern: auf der einen Seite die lockeren Regeln des Waffenbesitzes und der Selbstverteidigung, auf der anderen der seit den siebziger Jahren ausgerufenen „Krieg gegen die Drogen“, der für Straftaten drakonische Mindeststrafen vorsah. Da war auch die Bemerkung einer schwarzen Studentin nachvollziehbar, die sie mir nach einer hitzigen Diskussion in einem Seminar Ende der sechziger Jahre zuraunte: „Die Neger sind immer die Anderen.“

Ähnliche Erfahrungen machten in New York City auch viele Zuwanderer aus Puerto Rico, nicht nur Farbige, auch Latinos. Dieses Land steht seit 1898 unter der Verwaltung Washingtons als Folge des spanisch-amerikanischen Krieges. Die Inselbewohner sind amerikanische Staatsbürger und konnten schon damals ungehindert in die USA einreisen. Noch heute erinnern mich viele Berichte aus Zeitungen und aus der Nachbarschaft in der Bronx an den Film *Gangs of New York* von Martin Scorsese. Darin kämpften auch Neuankömmlinge gegen Altingesessene, vor allem Iren und Schwarze im Slum „Five Points“ in Manhattan in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Während Blut und Korruption, Rassismus und Glaubenshass zum Rezept dieses schmerzhaften Schmelztiegels wurden, mauserte sich die Gewalt zum Stoff, der den amerikanischen Laden zusammenhielt – ein Eindruck, der auch hundert Jahre später für New York City noch stellenweise zutreffend war. Allerdings kommt einem heute sehr teuer zu stehen, in Manhattan arm zu sein. Immer noch gilt die Einsicht, dass ein Stadtviertel erst dann sicher werde, wenn dort genug reiche Leute wohnten. Erst dann scheint die Polizei zur Kümmer-Institution zu werden.

Der Stadtteil Harlem am Nordrand des Central Park beweist das schon hundert Jahre lang: In den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts ein blühendes Viertel mit vielen Clubs und Theatern, mit der Weltwirtschaftskrise und dem Krieg verfielen die Gebäude, der Stadtteil verslumte, und es entstand das größte schwarze Ghetto Amerikas. Der Schlaf- und Rauplatz der Minderbemittelten wurde zur „no go area“. Erst Mitte der 1990er Jahre führte die strikte „Law-and-Order“-Politik des damaligen Bürgermeisters Rudolph Giuliani, der die „Theorie der zerbrochenen Fenster“ seines Polizeichefs William Bratton zugrunde lag, zu einem drastischen Rückgang der Kriminalität. Es ging um die konsequente Verfolgung aller Straftäter, egal ob Schwarzfahrer oder Mörder. Und Harlem begann sich seit der Jahrtausendwende sogar zum Trendviertel zu mausern. Auch hier wurden die Gebäude immer höher. Die Grenze ist immer noch die legendäre 125th Street, auch bekannt als Martin Luther King Boulevard: nördlich davon ist man eher arm, südlich neureich.

Jedenfalls hat der östliche Teil von Harlem, Spanish Harlem, wo nach wie vor viele Einwanderer aus Puerto Rico und der Dominikanischen Republik wohnen, davon noch nichts mitbekommen. Natürlich hat die so genannte Gentrifizierung von West-Harlem ihren Preis: Viele Normal- und Schlechtverdiener können sich die Wohnungen nicht mehr leisten. Ähnliches gilt heute auch für Teile von Brooklyn und Queens. Es gibt kaum noch handfeste „no go areas“. Für Viele, nicht nur für den abgelösten Bürgermeister Michael Bloomberg, gilt New York inzwischen als „sicherste Großstadt der USA“. Aber es wird fleißig aus- und umgezogen. Wieder einmal. Zu aller Vorteil?

Noch immer fallen Schwarze in den USA häufiger als straffällig auf, aber nicht nur, weil sie ärmer, schlechter ausgebildet sind und öfter in zerrütteten Familien aufwachsen. Dazu

kommt, dass in den USA schon immer schneller verhaftet und rascher verurteilt wurde als in Europa. Das war in den siebziger Jahren nicht viel anders wie heute, wie auch der Fall der gebürtigen Berlinerin Debra Milke zeigt. Sie ist zwar keine Schwarze, verbrachte aber 23 Jahre in der Todeszelle und hatte ihre Henkersmahlzeit schon hinter sich, bevor unlängst ein US-Gericht das Urteil gegen sie aufhob, das allein auf der Aussage eines zwielichtigen Polizisten beruhte.

Die Rassismus-Debatten finden aber kein Ende. Das macht auch der Fall des schwarzen Harvard-Professors Henry Louis Gates deutlich. Er kommt von einer Vortragsreise 2009 aus China zurück, will sein Haus aufschließen, das klappt aber nicht. Der schwarze Taxifahrer hilft ihm, und Nachbarn alarmieren die Polizei, dass „zwei schwarze Männer mit Rucksäcken“ dabei seien, in die Villa einzubrechen. Der herbeigerufene Polizist James Crowley, der keinen Widerspruch duldet, lässt den Professor in Handschellen abführen. Ähnlich erging es auch Harry Belafonte schon vor Jahrzehnten, als er irrtümlicherweise eine Toilette betrat, die nur für Weiße bestimmt war. Der Sheriff, der ihn zufällig beobachtete, rief ihm daraufhin zu, dass er ihn erschießen würde, wenn er nur einen Tropfen Urin von sich gäbe.

„Racial profiling“, wie man das inzwischen nennt, scheint nicht aufzuhören. Das illustriert auch der im Juli 2013 erfolgte Freispruch des weißen Todesschützen George Zimmerman in Florida, für den ebenfalls ein junger Schwarzer mit Kapuzenpulli zunächst Verdacht erregte und einen Anruf bei der Polizei auslöste mit der Begründung: „Es regnet und der läuft einfach rum und schaut.“ Eine leichte Verletzung am Kopf im anschließenden Streit berechnete den Schützen, die Pistole zu ziehen und zu schießen. Ähnlich scheint kürzlich der Fall des von einem wei-

ßen Polizisten erschossenen schwarzen Jungen im Städtchen Ferguson im Bundesstaat Missouri abgelaufen zu sein. Immerhin wurde der unbewaffnete Michael Brown von nicht weniger als sechs Kugeln niedergestreckt. Von diesen lockeren Regeln der Selbstverteidigung profitierte allerdings nicht die schwarze Mutter Marissa Alexander, die einen Warnschuss gegen ihren Mann abfeuerte. Sie wurde zu 20 Jahren Haft verurteilt. Schuldig bis zum Nachweis der Unschuld oder was?

Was das für die Betroffenen bedeutet, zeigt auch der mehrfach ausgezeichnete Dokumentarfilm *Blue Eyed*, in deutscher Fassung *Blauäugig*, über die Lehrerin und Anti-Rassismus-Aktivistin Jane Elliott und ihr Workshop-Konzept von 1995. Darin wird der Verlauf eines solchen Workshops mit einer Erwachsenen-Gruppe nachgezeichnet, dem ein sozialpsychologisches Experiment mit einer Schulklasse aus dem Jahr 1970 und ein Interview mit einer Teilnehmerin später als Erwachsene sowie Präsentationen von und Interviews mit Jane Elliott zugrunde lagen. Für sie war klar: „Damit Rassismus funktioniert, reicht es für die braven Leute aus, nichts zu tun.“

AUF DEM WEG IN DIE PRÄVENTIONSGESELLSCHAFT?

Immerhin hat die US-Bundesrichterin Shira Scheindlin die „Stop and Frisk“-Taktik, das Anhalten und Abtasten der New Yorker Polizei in einem Urteil vom 12. August 2013 als diskriminierend bewertet, wie Nicolas Richter in der Süddeutschen Zeitung vom 19. August 2013 berichtete. Dass diese Vorgehensweise übermäßig gegen dunkelhäutige Personen angewandt wurde, konnte sie auf der Grundlage einer Reihe von Fällen unter Beweis stellen. So reichte für die Polizisten nicht, die einen Verdächtigen abtasteten, weil seine Kleidung eine „verdächtige Ausbeulung“ aufwies, dass sich in der ausgebeulten Kleidung nicht eine Waffe, sondern ein dickes Notiz-

buch befand, um die Untersuchung zu beenden. Es stellte sich überdies heraus, dass es nicht auf das Protokoll der Kontrollen, sondern zunehmend auf die Zahl der Aufgriffe ankam, um Fleiß und Gehorsam der Polizisten nachzuweisen. Dass nur zehn Prozent der kontrollierten Personen weiß waren, wird gerne mit dem Hinweis verteidigt, dass die Angst vor Kontrollen junge Männer davon abhalten solle, Waffen zu tragen. Die Abschreckung, die durch fortgesetzte Kontrollen aufrecht erhalten wird, ist in Gefahr, sich zur selbsterfüllenden Prophezeiung zu mausern, vor allem wenn es um die Frage schwarz oder weiß geht.

Ähnliche Vorgänge, wenn auch nicht in schwarz-weiß, laufen auch auf Straßen in Deutschland und anderswo ab, denn Starenkästen, die die Geschwindigkeit kontrollieren, werden inzwischen auch von Privatfirmen betrieben. Diese erhalten als Entlohnung einen prozentualen Anteil von jedem Blitz, der zu einer Strafe führt. Wenn ein Starenkasten nicht genug Ertrag einblitzt, werden die Kästen abgebaut oder woanders aufgestellt. Hauptsache, es blitzt. So hat sich allein in Nordrhein-Westfalen die Zahl der Geschwindigkeitsverstöße zwischen 2011 und 2013 um 50 Prozent erhöht. Mit anderen Worten, wenn Prävention immer weitreichender wird, droht sie, immer beliebiger zu werden, auch wenn sie sich, nicht nur in Amerika, zunehmender Beliebtheit bei Polizei und Verwaltung, Politik und Bürgerschaft zu erfreuen scheint. Nicht zuletzt, weil dem Begriff der Prävention eine selbst legiti-

Die Abschreckung, die durch fortgesetzte Kontrollen aufrecht erhalten wird, ist in Gefahr, sich zur selbsterfüllenden Prophezeiung zu mausern, vor allem wenn es um die Frage schwarz oder weiß geht.

mierende Eigenschaft anhaftet: Wer will schon bestreiten, dass es besser ist, zu handeln, bevor das Kind in den Brunnen gefallen ist?

Trotz aller leidvollen Folgen, die kriminelle Handlungen oft nach sich ziehen, sollten wir nicht aus dem Auge verlieren, dass die moderne Gesellschaft nicht existiert, obwohl, sondern weil es Kriminalität gibt. Denn eine Gesellschaft ohne Verhaltensregeln, ohne Normen, ist keine Gesellschaft. Deshalb müssten, wie schon der soziologische Klassiker Emile Durkheim betonte, die dem Individuum gezogenen Grenzen immer von Neuem demonstriert werden. Genau das geschieht durch Kriminalität, weil sie Grenzen überschreitet und Tabus bricht.

Kriminalität löst Sanktionen aus, mit deren Hilfe gesellschaftliche Normen symbolisch verdeutlicht werden. An der Härte der Sanktion offenbart sich gewöhnlich die Bedeutung der Regel für die Gesellschaft. Die Bestrafung sorgt dafür, dass die Norm, die durch die kriminelle Handlung verletzt worden ist, „sichtbar“ bleibt. Oder wie der Strafrechtslehrer Franz von Liszt schon vor 100 Jahren definierte: „Die Strafe ist Prävention durch Repression.“ In diesem Sinne schaffen wir mit Grenzüberschreitungen auf eine verlässliche Art die Grenzen, die wir brauchen, um Orientierung stiftende Identität zu bewahren und die Trennschärfe unserer Urteilkraft nicht zu verlieren. Nicht selten hat diese Grenzüberschreitung mit den unterschiedlichen Lebensweisen der Menschen – auch mit den unterschiedlichen kriminellen Handlungsweisen von ethnischen Gruppen, auch von Weißen und Schwarzen – zu tun.

So argumentierte der französische Ethnologe Claus Lévi-Strauss schon vor Jahrzehnten, dass die Menschen an ihren Unterschieden festhalten sollten. Denn die Gesellschaft beruhe auf Gewohnheiten und Gebräu-

Eines der Übel des westlichen Humanismus ist, dass die Erhöhung des Menschen erst den Untermenschen denkbar macht.

chen. Der westliche Humanismus habe sich nicht selten als Mutter vieler Übel erwiesen. Und das vor allem aus zwei Gründen: erstens weil er den Menschen über die Natur stelle und ihn dadurch zu ihrer Ausbeutung ermutige, und zweitens weil die Erhöhung des Menschen erst den Untermenschen denkbar mache.

KRIMINELLE NACH MASS?

So ist es auch kaum überraschend, dass im digitalen Zeitalter auf Teufel komm' raus versucht wird, das bereits verbreitete „predictive policing“ über algorithmische Grundlagen zu verbessern und der „vorhersagenden Polizeiarbeit“, z. B. über das Computerprogramm „Precobs“ von Thomas Schweer und Ralf Middelndorf, zum Durchbruch zu verhelfen. Dass Algorithmen Muster zu Ort, Art und Zeit krimineller Handlungen finden, liegt auf der Hand. Prognosen künftiger Taten wurden bereits aus den empirischen Studien zur Kriminalität in den vergangenen Jahrzehnten abgeleitet. Nur erlauben die auf Befragungen und Statistiken beruhenden Untersuchungen von damals ebenso wenig Rückschlüsse auf konkrete Täter wie die algorithmisierte Software von heute. Korrelationen sind keine Ursachenbefunde und geben schon gar nicht die Wahrheit im konkreten Fall wieder.

Das Problem ist nicht das mathematische Potenzial der Algorithmen, sondern ihre überschätzte Aussagekraft, die Vorurteile von Polizisten verstärken kann. Schon gar nicht werden die Algorithmen dem Menschen – die Polizisten mit eingeschlossen, denn auch sie sind Menschen – den diskriminierenden Teufel austreiben. Ob bei der Bewältigung der digitalen Nebenwirkun-

gen die Kriminologen weiterhin um Rat und Hilfe gebeten werden können, da habe ich meine Zweifel. Am Ende bleibt nur die Hoffnung, dass die Kriminologen nicht zu Kriminellen algorithmiert werden, zumal viele von ihnen in verdächtig enger Verbindung mit Kriminellen stehen. Einige von ihnen sollen sich schon im Visier von Strafverfolgungsbehörden befinden und sich noch immer gegen die Internetangebote wehren, sich neu konfigurieren zu lassen.

Kein Wunder, dass der Vorwurf erhoben wird, wie in einem Interview mit dem Bürgerrechtler und Autor Matthias Monroy in der Süddeutschen Zeitung vom 10. September 2014, mit Hilfe der Statistiken, die der Software zugrunde lägen, gerieten „viele Unbeteiligte ins Kontrollraster“. Die Maschinen mögen zwar wissen, was wahrscheinlich passiert, wie Jannis Brühl in dem Begleitartikel zu dem Interview fragt, aber wissen sie auch warum? Natürlich sind Algorithmen wertneutral und neben Theorie und Experiment eine wichtige methodische Säule der Natur- und Technikwissenschaften, aber immer noch numerische Simulationen und kein verstehender Kommunikationsersatz. In der Anwendung auf die sozialen Welten der Menschen wird allerdings die Begrenztheit dieser Aussagekraft kaschiert, was soziologisch gesehen zu einem doppelten „cultural lag“ führt: Einerseits muss diese Begrenztheit erst für die Menschen einsichtig werden; andererseits muss die durch die überzeugende Wissenschaftsfassade ausgelöste Täuschung auf die eigentliche Bedeutung der numerischen Simulation zurückgeführt werden. Welche Dimensionen diese Überzeugungskraft annehmen kann, bezeugen nicht zuletzt Firmen wie Google, deren Marktmacht sich durch den Zu-

Die Maschinen mögen zwar wissen, was wahrscheinlich passiert, aber wissen sie auch warum?

griff auf persönliche Daten ins fast Unermessliche ausgedehnt hat.

Technische Neuerungen haben schon immer „cultural lags“ ausgelöst. So sind die Verkehrsregeln auch erst nach dem Auto und den Straßen in die gesellschaftliche Welt gekommen. Auf Grund seiner biologischen Unterausstattung ist der Mensch ohnehin ein findiger Anpasser mit Hilfe der Kultur, der Lebensweise, in der Werte, Normen und Symbole eine entscheidende Rolle spielen. Daher ist auch das „Ende der Theorie“, wie vom Internet-Experten Chris Anderson prognostiziert, noch lange nicht erreicht. Sie wird wohl nie erreicht werden. Durchmusterte Datenberge können zwar Zusammenhänge von menschlichen Verhaltensweisen und daraus folgende gesellschaftliche Entwicklungen aufzeigen, aber nicht das kriminelle Verhalten einzelner Menschen verstehen und nachvollziehen.

Insofern ist auch dem Berliner Soziologen Jens Hälterlein zuzustimmen, wenn er sich gegen die intelligente Videoüberwachung ausspricht: „Es ist nichts anderes als eine Waffe: ein Hilfsmittel für Menschen, die andere Menschen kontrollieren wollen.“

Auch für Soziologen geht es nicht nur um die Frage, in welcher Gesellschaft wir leben, sondern auch, in welcher Gesellschaft wir leben wollen. Sicherlich wollen wir nicht in einer „Kontrollgesellschaft“ leben, vor der Yvonne Hofstetter in ihrem Buch *Sie wissen alles* und aus ihrer Erfahrung als Datenmanagerin warnt, weil die Beobachtung und Berechnung des Menschen in diese Gesellschaftsform führe, indem sie den Menschen vom Subjekt zum Objekt mache. Da helfe auch nicht die immer wieder vorgeschlagene Alternative, den Bürger für seine Daten zu entschädigen, also mitverdienen lassen. Schon eher entspräche einem „Update der Gesellschaft“, wenn es dem Staat gelänge, eine „Treuhandstelle“ für persönliche

Daten einzurichten. Auch wenn das nicht gerade ermutigend für eine „lebenswerte Mensch-Maschine-Zukunft“ klingt, tröste ich mich mit der Gewissheit, dass der Mensch als findiger Anpasser mehr kann. Also, auf geht's! Wieder einmal.



Hermann Strasser, geb. 1941 in Altenmarkt im Pongau. Er studierte Volkswirtschaft in Innsbruck und Berlin sowie Soziologie in New York, war Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Höhere Studien in Wien und wurde Ende 1977 auf den Lehrstuhl für Soziologie an der Universität Duisburg-Essen berufen. Seit 2007 ist er emeritiert. Neben mehr als 300 Aufsätzen in Fachzeitschriften hat er 32 Bücher veröffentlicht. Im September 2014 erschien seine Autobiografie „Die Erschaffung meiner Welt: Von der Sitzküche auf den Lehrstuhl“, in der auch von seinen Erfahrungen im Umgang mit Schwarzen in den U.S.A. berichtet wird. Sie haben ihn auch später zu einer empirischen Studie über das Verhältnis der Polizei zu sozialen Randgruppen motiviert (Thomas Schweer, Hermann Strasser und Steffen Zdun, „Das da draußen ist ein Zoo, und wir sind die Dompteure: Polizisten im Konflikt mit ethnischen Minderheiten und sozialen Randgruppen“, 2008).